

Männlichkeit in der Krise? Zur Bedeutung von männlicher Geschlechtsidentität und Weiblichkeitsabwehr in sich transformierenden Arbeitsverhältnissen

Roock, Marco

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Roock, M. (2013). Männlichkeit in der Krise? Zur Bedeutung von männlicher Geschlechtsidentität und Weiblichkeitsabwehr in sich transformierenden Arbeitsverhältnissen. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 36/37(4/1), 151-174. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-56577-2>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Marco Roock

Männlichkeit in der Krise?

Zur Bedeutung von männlicher Geschlechtsidentität und Weiblichkeitsabwehr in sich transformierenden Arbeitsverhältnissen

Die gegenwärtige Transformation der Arbeitsverhältnisse führt zu einer zunehmenden Verschärfung sozialer Konflikte. Dies hat sowohl Auswirkungen auf das Verhältnis von Arbeit und Subjektivität als auch auf die Geschlechterverhältnisse sowie auf die soziale Konstruktion von Männlichkeit. In diesem Aufsatz wird es darum gehen, diese Transformationsprozesse als auch deren Bedeutung für die Konstitution von Männlichkeit aus psychoanalytisch-sozialpsychologischer Perspektive in den Blick zu nehmen. Dabei wird es darum gehen, die weitverbreitete Annahme, dass diese Prozesse eine Beschädigung der männlichen Geschlechtsidentität zur Folge haben, einer kritischen Reflexion zu unterziehen. Demgegenüber soll die These dargelegt werden, dass die gegenwärtige ›Krise der Arbeitsgesellschaft‹ auf der Grundlage traditioneller männlicher Identitätskonstruktionen verarbeitet wird und damit androzentristische und misogynne Männlichkeitsentwürfe reproduzieren und stabilisieren.

Schlüsselwörter: Männlichkeit, Arbeit, Identität, Subjektivität, Psychoanalytische Sozialpsychologie

In der psychoanalytisch-sozialpsychologischen Forschung, die sich mit dem Verhältnis von Arbeit und Subjektivität befasst, gibt es bisher kaum Ansätze, die dieses Verhältnis geschlechtertheoretisch reflektieren. Dies ist jedoch notwendig, wenn wir davon ausgehen, dass das subjektive Erleben niemals in einem geschlechtslosen Raum stattfindet. Subjekte sind immer vergeschlechtlichte Subjekte. Es stellt sich die Frage, inwiefern soziale Umbruchsituationen entlang der sozialen Vergeschlechtlichung unterschiedlich verarbeitet werden. In diesem Aufsatz soll ein erster Schritt unternommen werden, Subjektivität, Erwerbsarbeit und Geschlecht aus der Perspektive einer kritischen Männlichkeitsforschung in eine Relation zu stellen. Diese Perspektive bietet sich deshalb an, weil die gegenwärtige Transformation der Arbeitsgesellschaft sowohl Folgen für das Verhältnis von Arbeit und Subjektivität als auch für das Geschlechterverhältnis hat.

In der Debatte um Erwerbsarbeit und Männlichkeit wird immer wieder auf die Bedrohung der männlichen Identität verwiesen. Im Gegensatz zu dieser Auffassung, soll hier dargelegt werden, dass die gegenwärtige ›Krise der Arbeitsgesellschaft‹ auf der Grundlage traditioneller männlicher Identitätskonstruktionen verarbeitet wird und damit androzentristische und misogyne Männlichkeitsentwürfe hervorbringen und stabilisieren. Im ersten Teil wird zunächst der Transformationsprozess der Erwerbsarbeitsverhältnisse kurz dargelegt. Im zweiten Teil wird es darum gehen, das Verhältnis von Arbeit und Subjektivität, wie es in den einschlägigen Ansätzen der psychoanalytischen Sozialpsychologie analysiert wird, auf die gegenwärtigen Umbruchsituationen zu beziehen. Im dritten Teil soll dann abschließend das Verhältnis von Arbeit und Subjektivität mit einer geschlechtertheoretischen Sichtweise konfrontiert werden, die sich vor allem mit der sozialen Konstruktion von Männlichkeit aus psychoanalytisch-sozialpsychologischer Perspektive auseinandersetzt.

Transformation der Arbeitsgesellschaft

Die stetige Ausbreitung neoliberaler Arbeits- und Produktionsverhältnisse hat eine Transformation der westlich-kapitalistischen Arbeitsgesellschaft zur Folge, die sich sowohl auf die gesellschaftliche Organisation von Arbeit als auch auf das Verhältnis von Arbeit und Subjektivität auswirkt. Folge dieses Transformationsprozesses ist eine »kulturelle Erosionskrise« (Negt, 2001), die zu einem grundlegenden Wandel des »gesellschaftlichen Binnengefüges« (Aulenbacher, 2007, S. 44) geführt hat. Zeichnete sich die Epoche des Fordismus vor allem dadurch aus, »dass das für den Kapitalismus spezifische Primat der Produktion historisch erstmalig mit einem Versprechen auf allgemeinen Wohlstand verbunden worden war« (ebd., S. 43), so zielt der »neoliberale Wettbewerbsstaat« (ebd.) auf eine »totale Vermarktung der Gesellschaft« (Negt, 2001, S. 335), die sämtliche gesellschaftliche Sphären erfasst. Dies führt zu einer zunehmenden Deregulierung der Arbeitsverhältnisse, was eine zunehmende Prekarisierung der Arbeits- und Lebensverhältnisse zur Folge hat (vgl. Aulenbacher & Riegraf, 2009, S. 238). Folgt man den Untersu-

chungen von Klaus Dörre (2007), so bezeichnet Prekarisierung ein »Desintegrationspotential«, das alle Beschäftigten auf unterschiedliche Weise betrifft (S. 17f.). Darüber hinaus bezeichnet Prekarisierung einen Veränderungsprozess, der eine sukzessive Auflösung des ›Normalarbeitsverhältnisses‹ zur Folge hat. Brigitte Aulenbacher legt dar, dass es sich beim Normalarbeitsverhältnis um eines der »zentralen Arrangements« (2007, S. 43) des fordistischen Wohlfahrtsstaates handelte, das sich jedoch lediglich auf die ökonomischen Kernsektoren der Produktion erstreckte und somit »vorrangig männliche Angehörige der einheimischen Mittelschicht« (ebd.) einbezog, während Frauen in der Regel unbezahlte Reproduktionsarbeit in Form von Hausarbeit und Kindererziehung leisteten. Mit der Ausbreitung von Prekarisierungstendenzen, die sich zunehmend auf das Zentrum des Beschäftigungssystems erstrecken, werden nun auch Männer in einem »historisch neuem Ausmaß« (Aulenbacher, 2009, S. 65) von diesen Transformationsprozessen erfasst.

Die Durchsetzung marktzentrierter Produktionsprozesse geht auf betrieblicher Ebene mit neuen Steuerungsmechanismen einher, die Peters und Sauer als *indirekte Steuerung* (Peters & Sauer, 2005) bezeichnen. Dabei handelt es sich um einen neuen Modus der Fremd- und Selbstbeherrschung, durch den das marktorientierte Handeln der abhängig Beschäftigten nicht mehr durch äußeren Zwang auferlegt werden muss, sondern indirekt über die Einführung neuer betrieblicher Steuerungsmechanismen, wie Kennzahlenorientierung, Zielvereinbarungen und Qualitätsmanagement generiert wird. Im Mittelpunkt dieser indirekten Steuerungsformen steht die *Aktivierung* (Kocyba, 2004) des abhängig Beschäftigten zum *unternehmerischen Selbst* (Bröckling, 2007) und damit die Übertragung sämtlicher Marktrisiken auf die Arbeitnehmer_innen. Darüber hinaus führt die Einführung indirekter Steuerungsformen zu einer ›Aufwertung‹ der subjektiven Potenziale der einzelnen Beschäftigten. Ist in der tayloristischen Massenproduktion Subjektivität zugunsten einer betriebswirtschaftlichen Kalkulier- und Planbarkeit möglichst aus dem Produktionsprozess herauszuhalten, so wird sie im postfordistischen Arbeitsprozess zu einem »zentralen produktiven Faktor« (Peters & Sauer, 2005, S. 44). Damit ist einerseits gemeint, dass den Beschäftigten »die Trans-

formation ihres Arbeitsvermögens in Arbeitsleistung« (ebd.) selbst überlassen ist, andererseits bekommen subjektive Potenziale, wie Kreativität, kommunikative Fähigkeiten, Engagement und Gefühl, eine höhere Bedeutung (vgl. ebd., S. 45). Diese neue Form gesellschaftlicher Organisation von Arbeit wird in der Arbeits- und Industriosozologie unter dem Begriff einer ›Subjektivierung von Arbeit‹ diskutiert, bei der es sowohl darum geht, das Subjektpotenzial der abhängig Beschäftigten in den Dienst der ökonomischen Verwertung zu stellen als auch den Beschäftigten mehr Entscheidungs- und Selbstbestimmungsmöglichkeit innerhalb ihrer Erwerbstätigkeit zu gewährleisten (vgl. Voswinkel, 2002, S. 78).

Diese Form subjektivierter Arbeitsorganisation verweist auf einen widersprüchlichen Zusammenhang von Arbeit und Subjektivität: Bekommen die einzelnen abhängig Beschäftigten einerseits mehr Handlungsspielräume bei der Gestaltung ihrer betrieblichen Tätigkeiten, so stellen diese ›neuen Freiheiten‹ andererseits jedoch Zwänge dar, denen sie sich nur schwer entziehen können. Autonomie und Freiheit wandeln sich so in eine neue Form von Herrschaft und Unfreiheit (vgl. Wolf, 2004), die aufgrund der hohen und widersprüchlichen Anforderungen auf Seiten der Beschäftigten Leiden hervorbringen.

Im folgenden Abschnitt wird es nun zunächst darum gehen, Anknüpfungspunkte aufzuzeigen, mit denen das veränderte Verhältnis von Arbeit und Subjektivität sozialpsychologisch in den Blick genommen werden kann.

Zum dialektischen Verhältnis von Arbeit und Subjektivität

Aus der psychoanalytischen Sozialpsychologie sind in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts unterschiedliche Untersuchungen hervorgegangen, die sich mit dem Verhältnis von Arbeit und Subjektivität auseinandersetzen (vgl. u. a. Brede, 1986; Volmerg, 1978; Volmerg et al., 1986; Leithäuser & Volmerg, 1988). Im Mittelpunkt dieser Untersuchungen stehen in erster Linie arbeitsbedingte psychische Leiden als Folge tayloristisch-industrieller Produktionsprozesse. Die psychosozialen Folgen der gegenwärtigen Wandlungsprozesse der Erwerbsarbeitsverhältnisse wurden bis-

her nur vereinzelt untersucht (vgl. u. a. Brede, 1995, 2005; Haubl, 2006, 2008; Volmerg, 1993). In den genannten Forschungsarbeiten wurden jedoch über die spezifische Produktionsweise hinaus, Kenntnisse gewonnen, die auch grundsätzlichere Einsichten in das Verhältnis von Arbeit und Subjektivität zulassen. Es stellt sich die Frage, auf welche Weise das Subjekt auf Arbeit bezogen ist und wie sich innerhalb der Erwerbssphäre als tertiäre Sozialisationsinstanz das Subjekt konstituiert, aber auch inwiefern dieses Verhältnis von Widersprüchen und Konflikten geprägt ist. So bietet Erwerbsarbeit einerseits Möglichkeiten aggressiver, narzisstischer und libidinöser Triebbefriedigungen (vgl. Volmerg, 1988, S. 84; Freud, 2000b, S. 212). Andererseits ist dieses Verhältnis geprägt von Unlust, Repression und Entfremdung (vgl. Brede, 1986, S. 20). Bereits Sigmund Freud hat in seinen kulturtheoretischen Schriften auf die doppelte Bedeutung von Erwerbsarbeit hingewiesen. So gründet seiner Auffassung nach Kultur einerseits auf »Triebverzicht« und »Arbeitszwang« (Freud, 2000a, S. 144). Aus dieser Perspektive bedeutet Berufsarbeit für das Subjekt Unlust und Triebunterdrückung; Lustgewinn, die Berufstätigkeit gewährt, ist letztlich eine über das Realitätsprinzip regulierte abgeschwächte Ersatzbefriedigung (vgl. Brede, 1986, S. 20). Andererseits stellt Berufsarbeit für Freud eine wichtige kulturelle Institution dar, durch die das Subjekt in die sozialen Verhältnisse integriert wird und die darüber kulturell vermittelte Befriedigungsmöglichkeiten bereit hält (vgl. Freud, 2000b, S. 212).¹ Darüber hinaus hat Erwerbsarbeit für das Subjekt eine kompensatorische Funktion, indem sie vor unerfüllten Wünschen schützt, und somit zur »Stabilisierung des psychischen Gleichgewichts« (Volmerg, 1988, S. 86) beiträgt. Diese Funktion erfährt Birgit Volmerg zufolge jedoch eine Grenze, wenn »Arbeit keine Befriedigungen mehr vermittelt und zunehmend Ersatz- und Abwehrfunktionen übernimmt« (ebd.). Insbesondere die kapitalistische Produktionsweise »setzt eine Dialektik in Gang, in der sich die Menschen durch die Aneignung ihres gesellschaftlichen Wesens in der Arbeit zugleich in dieser Aneignung von ihrem gesellschaftlichen Wesen entfremden« (ebd., S. 87). Diese Dialektik von Aneignung und Entfremdung ist darauf zurückzuführen, dass der Mensch im Produktionsprozess nicht als Subjekt, son-

dem einzig als Arbeitskraft in Erscheinung tritt (vgl. Volmerg, 1988). Erwerbsarbeit gründe damit auf einem Widerspruch »zwischen einer Arbeit, in der man seine Identität gewinnt [...], und der Arbeit, in der der Bezug zur Sozialität und zum eigenen Selbst zunehmend verloren zu gehen droht« (ebd.). Volmerg zieht daraus den Schluss, dass Erwerbsarbeit zugleich identitätsfördernd und -bedrohend sein kann. Inwiefern die identitätsfördernden Momente überwiegen hänge von der »konkreten Organisationsform der Arbeit« (ebd.) ab.

In der psychoanalytischen Sozialpsychologie ist die These von der identitätsfördernden Erwerbsarbeit sehr verbreitet, durch die sich das Subjekt »als gesellschaftliches und individuelles Wesen erfährt« (Volmerg, 1988, S. 87). So hat Ute Volmerg Ende der 1970er Jahre ein sozialpsychologisches Konzept vorgelegt, dass die psychoanalytisch-sozialpsychologische Forschungsperspektive maßgeblich beeinflusste. Identität ist Volmerg zufolge immer »erarbeitete Identität« (ebd., S. 31) und ein historischer Begriff, mit dem sich die Genese der Subjektkonstitution beschreiben lassen soll. Bezogen auf das Arbeitsvermögen des Subjekts gilt sie als wesentliche Voraussetzung, ohne die das Subjekt nicht in der Lage wäre den Verwertungsprozess zu ertragen. Im kapitalistischen Lohnarbeitsverhältnis geraten Identität und Arbeit jedoch in einen Widerspruch, den die Individuen selbst »aushalten und ausbalancieren« (ebd., S. 47) müssen. Dies sei jedoch nur möglich, wenn in der relativen Abgeschiedenheit der Familie eine stabile Identität ausgebildet wurde, die es ermöglicht die eigene Identität trotz der entfremdenden Produktionsweise aufrechtzuerhalten. In diesem Zusammenhang spricht Volmerg auch vom »Widerstandspotential« (ebd., S. 47).

Bezugnehmend auf die Marxsche Gesellschaftstheorie wird Arbeit als ein Aneignungsprozess verstanden, durch den sich das Individuum, indem es produzierend seine Umwelt (Natur) verändert, sich selbst als Subjekt konstituiert:

Die Einheit von Subjektivität und Objektivität und die Möglichkeit der Kontinuität von Erfahrungen sind dadurch gegeben, dass mit der Bearbeitung der Natur zugleich ein Konstitutionsprozess

verbunden ist: Durch Arbeit konstituiert das Subjekt die Welt seiner Erfahrung und zugleich sich selbst als Subjekt dieser Erfahrung (Volmerg, 1988, S. 30).

Dieser Konstitutionsprozess ist jedoch unter kapitalistischen Lohnarbeitsverhältnissen, die besonders durch ihren entfremdenden Charakter gekennzeichnet sind, nur eingeschränkt möglich. Indem das Individuum den Produktionsprozess weder überschauen, noch die Produkte, die aus diesem entstehen, aneignen kann, entfremdet es sich vom Produkt und somit auch von sich selbst. Dieser Entfremdungsprozess basiert, Volmerg zufolge, auf einem grundlegenden Widerspruch zwischen Identität und Lohnarbeit, der solange bestehen bleibt, »solange die Menschen gezwungen sind, ihr eigenes Arbeitsvermögen als Ware zu verkaufen« (ebd., S. 78), was identitätszerstörende Folgen haben kann.

Identität und Entfremdung werden hier somit als Gegensätze konzipiert. Sie beschreibt damit die Entfremdung des Subjekts im Arbeitsprozess, ohne dass sie diesen Prozess auf die ideologische Herstellung von Identität selbst bezieht. Die Identitätsbildung scheint in ihrem Konzept eine Form ›wirklicher Aneignung‹ (Marx) zu sein, die durch den kapitalistischen Verwertungsprozess verhindert bzw. zerstört wird. Demgegenüber soll hier die These vertreten werden, dass es sich bei den Begriffen ›Identität‹ und ›Entfremdung‹ nicht um grundsätzliche Gegensätze handelt, sondern um ineinandergreifende Prozesse.

Indem Volmerg der Identitätsbildung eine so zentrale Bedeutung einräumt, entwickelt sie ein Anpassungskonzept, dass gerade die Kompensationsnot der abhängig Beschäftigten nicht mehr kritisch reflektiert. Identitätsbildung und Subjektivität werden bei ihr zu Garantien eines funktionierenden Produktionsprozesses, in dem Menschen als Arbeitskraft im Verwertungsprozess verwertet werden können. Damit geht Volmerg jedoch der Ideologie der Identität auf den Leim. Denn jenes »identische Subjekt« und »identische Objekt«, die als wesentliche Voraussetzungen für die Herstellung der eigenen Arbeitskraft gelten (Volmerg, 1988, S. 32), sind selbst Produkte konfligierender Zusammenhänge, die über psychische Abwehrmechanismen der Verleugnung, Spaltung und Projektion

überhaupt erst hervorgebracht werden. Indem Volmerg die Psyche in ein Strukturmodell übersetzt, das nach seiner Funktionsfähigkeit fragt, kann sie die dynamischen und unbewussten Prozesse des psychischen Geschehens nicht mehr erfassen. Dies zeigt sich besonders daran, dass die Theorie des Unbewussten, ohne die eine psychoanalytische Sozialpsychologie einen wesentlichen Teil ihres kritischen Potenzials einbüßt, in ihrem Konzept kaum eine Rolle spielt. Identität zielt auf die Fähigkeit des Subjekts, sich als kohärent erleben zu können. Dieses Kohärenzerlebnis ist jedoch nicht gleichzusetzen mit einer gesunden bzw. ›heilen‹ (und d. h. funktionsstüchtigen) Subjektstruktur. Solchen psychoanalytischen Identitätskonzepten wohnt ein Heilsversprechen konfliktfreier Ganzheit inne, womit sie hinter die Freudschen Einsichten in die menschliche Psyche zurückfallen. Psychische Konfliktodynamiken und Spannungsverhältnisse gelten ihm ja gerade nicht als bloße pathologische Abweichungen von einer gesunden Entwicklung, sondern markieren grundlegend den Konstitutionsprozess des Subjekts. Die Herausbildung der Psyche ist selbst das Produkt konfligierender Verhältnisse und der psychische Apparat, wie Freud ihn beschreibt, ist Ausdruck der Zerrissenheit des Subjekts (vgl. Freud, 2000c; vgl. auch Adorno, 2003). Identitätsbildungen auf der bewussten Ebene sind somit einzig durch die unbewusste Abwehr all jener Wünsche, Bedürfnisse aber auch Ängste möglich, die den gesellschaftlichen Anforderungen widersprechen und daher verdrängt oder projiziert werden müssen. Sie bezeichnen die Verleugnung der Beschädigung des Subjekts im gesellschaftlichen Produktionsprozess (vgl. auch Claussen, 1995, S. 35ff.). Identifizierung mit der Arbeit bzw. der jeweiligen Arbeitsrolle kann eine zeitlich begrenzte Beruhigung des Konflikts zwischen Ich und Außenwelt bedeuten. Wie Freud jedoch aufgezeigt hat, ist das Ich nicht nur mit den Ansprüchen der Außenwelt konfrontiert, sondern ebenso mit den Einsprüchen des Über-Ichs sowie mit den Forderungen des Es (vgl. Freud, 2000c, S. 514). Auch wenn Erwerbsarbeit Befriedigungsmöglichkeiten und narzisstische Gratifikationen bereithält, so handelt es sich hierbei lediglich um über das Realitätsprinzip regulierte Ersatzbefriedigungen, die der ökonomischen Verwertungslogik unterzuordnen sind. Was nicht in dem »Rollenstereotyp« (Parin, 1983, S. 116f.)

untergebracht werden kann, muss verdrängt oder verleugnet werden. Identität wird so zum Problem und vor allem zu einer repressiven Forderung, wenn die gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse es dem Subjekt unmöglich machen, den inneren Zusammenhang der Vergesellschaftungsmechanismen zu durchschauen. Dies kann in Anlehnung an Alfred Lorenzer als »systematisch gebrochene Praxis« (1972, S. 128ff.) bezeichnet werden, die eine Verstümmelung der subjektiven Erlebens- und Erfahrungszusammenhänge zur Folge hat.

Dieser Zusammenhang zwischen Identität, Arbeit und Subjektivität spielt gerade im Prozess der oben angedeuteten Subjektivierung von Arbeit eine besondere Rolle, in der aufgrund gesteigerter Arbeitsanforderungen spezifische Leiden hervorgerufen werden, die sich kaum mehr angemessen artikulieren lassen, was zur Folge hat, dass Erfahrungen des Scheiterns einzig als individuelles Scheitern und damit als ein »individuelles Defizit« (Wagner, 2008, S. 329; vgl. auch Haubl, 2006, S. 115ff.) erlebt werden. Darauf soll im nächsten Abschnitt am Beispiel der Aufrichtung männlicher Geschlechtsidentität und deren enger Verknüpfung mit der Erwerbsarbeit noch näher eingegangen werden.

Karola Brede hat an dem Typus des »Neuen Angestellten« (2005, S. 227) aufgezeigt, dass sich die Herstellung und Aufrechterhaltung der eigenen selbstvergewisserten Machtposition innerhalb eines Unternehmens über die Mobilisierung psychischer Abwehrmechanismen absichern muss, indem auf Erfahrungs- und Verarbeitungsmuster der frühkindlichen Entwicklung zurückgegriffen wird (ebd., S. 240). Brede bezeichnet diesen Prozess – in Anlehnung an Pierre Bourdieu – als »Euphemisierung« (ebd., S. 231). Sie zielt auf einen Modus der Verleugnung, durch die nur jene Ich-Anteile, äußeren Wahrnehmungen und Triebimpulse zugelassen werden, die dem Erfolg, der mit der sozialen Rolle zusammenhängt, dient. Der Begriff der Euphemisierung zielt auf einen Selbstoptimierungsmodus, der nur über die Aufrichtung von Abwehr zu erzielen ist. Um diesen Zusammenhang zu erklären, verweist Brede auf den Begriff des Selbst, der die Möglichkeit biete, »sich seiner Person als Objekt zuzuwenden« (ebd., S. 243). »Das Selbst ist daher auch der Ansatzpunkt für die Beeinflussung und Veränderung der eigenen Person gemäß kon-

kreten Unternehmensanforderungen an das eigene Reaktionsrepertoire« (Brede, 2005, S. 243). Und das Selbst ist permanent bemüht es zu optimieren, um Mängel ›zielführend‹ zu beseitigen. Die Arbeit am Selbst verläuft über Manipulation, bei der einzig jene Bedürfnisse, Fähigkeiten, Gefühle und Wünsche dem Bewusstsein zugänglich sein dürfen, die vom Unternehmen gefordert werden. Diese Form von Selbstmanipulation zur Selbstoptimierung und Selbsterhöhung erinnert sehr stark an Freuds »Prothesengott« (2000b, S. 222), der sich heute mit Hilfe selbstoptimierender Strategien alle Fähigkeiten, Eigenschaften und Emotionen anlegen (und auch sofort wieder ablegen) kann, wenn es beruflich gerade förderlich ist. Gleichzeitig wird der Glaube an die Machbarkeit permanenter Selbstoptimierung sowohl durch die innerpsychischen Forderungen des Über-Ichs und des Es als auch durch die ständigen Erfahrungen des Scheiterns an den beruflichen und sozialen Anforderungen Lügen gestraft. Dies führt zu umso stärkeren narzisstischen Kränkungen, weil diese Erfahrungen nicht mehr die gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse reflektiert, sondern einzig auf die eigene, individuelle Mangelhaftigkeit bezogen werden können. Auch hieran wird deutlich, dass Identitätsbildungen im Arbeitsprozess einzig über die Aufrichtung psychischer Abwehrmechanismen erfolgen, die den Beschäftigten kurzfristig zwar eine Hilfe sein können, letztlich jedoch die psychischen Konfliktodynamiken nicht außer Kraft setzen, sondern eher noch verstärken.

Nun darf nicht übersehen werden, dass die Forderung zur Selbstoptimierung und Selbstverantwortlichkeit nicht allein hochqualifizierte Angestellte in Leitungspositionen betreffen, sondern auch Beschäftigte in den mittleren Beschäftigungsfeldern und jene, die in prekären Beschäftigungsverhältnissen arbeiten.

Männlichkeit in sich wandelnden Arbeitsverhältnissen

Die beschriebenen Transformationsprozesse der Arbeit und die veränderte Bedeutung von Subjektivität lassen auch die soziale Konstruktion von Männlichkeit nicht unberührt. Auch wenn wir es heute immer noch mit einem nach Geschlecht segregierten Arbeitsmarkt und einem asymmetri-

schen Geschlechterverhältnis zu tun haben, in dem überwiegend Frauen in atypischen Arbeitsverhältnissen beschäftigt sind, gesellschaftlich dominante Positionen mehrheitlich von Männer bekleidet und Haus-, Versorgungs- und Erziehungsarbeit überwiegend von Frauen verrichtet werden (vgl. Becker-Schmidt, 2007), so sind heute auch Männer zunehmend von den Wandlungsprozessen der Arbeitsverhältnisse in Form von prekärer Beschäftigung und von Arbeitslosigkeit betroffen. Auch stellen die postfordistischen Formen der Arbeitsorganisation, in denen subjektive Potenziale zu einem »zentralen produktiven Faktor« (Peters & Sauer, 2005, S. 44) werden, die weit über die beruflichen Kompetenzen hinausreichen, für männliche wie für weibliche Beschäftigte eine große Herausforderung dar. Individualisierungs- und Subjektivierungsprozesse führen darüber hinaus zu einem Anwachsen arbeitsbedingter psychischer und psychosomatischer Leiden, die durch ein »permanentes Selbstmanagement« gelindert werden sollen (vgl. Voswinkel & Kocyba, 2005). Der Wandel der Arbeitsverhältnisse wirkt sich auch auf das Verhältnis von Männlichkeit und Erwerbsarbeit aus, d. h. auf die Art und Weise, wie sich Männlichkeit als psychosoziale Konstruktion in den »ernsten Spielen des Wettbewerbs« (Bourdieu, 1997, S. 203) herstellt, aus denen Frauen über Jahrzehnte aufgrund ihres Geschlechts ausgeschlossen und einzig die Funktion »schmeichelnder Spiegel« (ebd.) zugewiesen wurde. Die Forschung zum Thema Männlichkeit und Erwerbsarbeit ist bisher noch recht überschaubar. Insbesondere Michael Meuser und Sylka Scholz befassen sich in ihren Arbeiten mit der Frage, welche Folgen die gegenwärtigen Umbrüche der Arbeitsverhältnisse für die soziale Konstruktion von Männlichkeit haben. Dabei orientieren sie sich an dem von Raewyn Connell entwickelten Konzept der »hegemonialen Männlichkeit« (Connell, 2000). Sie unterscheiden in ihren Untersuchungen eine »industriegesellschaftliche Männlichkeitskonstruktion« (Meuser & Scholz, 2012, S. 31), die sich auf die fordistisch-tayloristische Produktionsweise bezieht, von einer neuen Form hegemonialer Männlichkeit, die sie in Anlehnung an Connell als »transnational business masculinity« (ebd., S. 32) bezeichnen. Wesentliche Charakteristika der industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion sind: »eine Ausrichtung auf lebenslange, kontinu-

ierliche und die materielle Existenz sichernde Erwerbsarbeit, eine hohe Identifikation mit dem Beruf, oft auch mit dem Betrieb bzw. mit der Firma« (ebd., S. 28). Mit der in den 1970er Jahren beginnenden »Krise des Fordismus« (Hobsbawm, 2007), die eine sukzessive Auflösung des Normalarbeitsverhältnisses zur Folge hat, verschlechtern sich für viele Männer die Bedingungen, einer vollzeitlichen und kontinuierlichen Erwerbsarbeit nachgehen zu können (vgl. Meuser & Scholz, 2012, S. 29). Darüber hinaus kommt es mit der zunehmenden Ökonomisierung und Vermarktlichung zu Restrukturierungsprozessen, die zu einem Abbau des Normalarbeitsverhältnisses führen und prekäre Beschäftigungsformen hervorbringen, von denen nun auch vermehrt männliche Beschäftigte betroffen sind (vgl. ebd., S. 29). Diese atypischen Beschäftigungsverhältnisse führen zu einer zunehmenden Verschlechterung der »Realisierungsbedingungen für das industriegesellschaftliche Männlichkeitskonstrukt« (ebd.). Doch trotz dieser gravierenden Wandlungsprozesse »bildet Erwerbsarbeit weiter den normativen Bezugspunkt für männliche Lebensentwürfe und Identitätskonstruktionen« (ebd.). Besonders in prekären Beschäftigungssegmenten finden sich eine stark ausgeprägte Orientierung am Normalarbeitsverhältnis sowie ein »Festhalten am tradierten Männlichkeitsmuster« (Lengersdorf & Meuser, 2010, S. 97).

Auch Klaus Dörre kommt in seinen Untersuchungen zu dem Ergebnis, dass prekäre Beschäftigungsverhältnisse dichotome und geschlechterstereotype Fremd- und Selbstzuschreibungen begünstigen (2007, S. 295). In seinem Aufsatz *Prekarisierung und Geschlecht* arbeitet er zwei »vergeschlechtlichte Verarbeitungsmuster« (ebd., S. 294) heraus, die als »Entweiblichung« und »Zwangsfeminisierung« bezeichnet werden (ebd., S. 296). Das vergeschlechtlichte Verarbeitungsmuster der »Entweiblichung« wird am Beispiel von Verkäuferinnen im Einzelhandel dargelegt, die neben der Haus- und Familienarbeit als ›Zuverdienerinnen‹ beschäftigt sind. Dörre spricht in diesem Zusammenhang von einer »Identifikation mit einer Alternativrolle« (ebd.). Die prekäre Beschäftigungssituation ist erträglich, weil Haus-, Erziehungs- und Versorgungsarbeit als sinnstiftender erlebt werden. Aufgrund der intransparenten und nur schwer planbaren Arbeitszeiten sind diese Frauen mit dem Problem konfrontiert

ihre Tätigkeit als Hausfrau und Mutter mit ihrer Erwerbsarbeit zu vereinbaren. »Entweiblichung« bezeichnet hier einen Konfliktzusammenhang, der es den Frauen erschwert ihre Rolle als Hausfrau und Mutter aufgrund ständiger Verfügbarkeit für die Lohnarbeit wahrnehmen zu können. Erwerbstätigkeit als »Alternativrolle« wird so zur maßgeblichen Tätigkeit, der sich die Haus- und Versorgungsarbeit unterordnen muss.

Das Verarbeitungsmuster der »Zwangsfeminisierung« bezieht sich hingegen auf Leiharbeiter in der Automobilindustrie. In den Befragungen wurde festgestellt, dass Männer in prekären Beschäftigungsverhältnissen nicht als »richtige Männer« gelten (Dörre, 2007, S. 297). Dies ist einerseits darauf zurückzuführen, dass die Zunahme prekärer Beschäftigungsverhältnisse mit einem verschärften Wettbewerb zwischen Frauen und Männern einhergeht, was aus männlicher Perspektive ein »Einmünden in quasi-feminisierte Strukturen des Arbeitsmarktes« (ebd., S. 296) zur Folge habe. Andererseits lassen sich diese Formen atypischer Beschäftigung, in denen bisher überwiegend Frauen beschäftigt waren, nicht mit Männlichkeit vereinbaren, weil sie dem Normalarbeitsverhältnis entgegengesetzt sind. »Zwangsfeminisierung« heißt in diesem Zusammenhang, »alles daran zu setzten, solche Arbeitsverhältnisse tunlichst zu vermeiden« (ebd., S. 297). Darüber hinaus gelten diese Tätigkeiten, die abwertend als »Frauenarbeit« bezeichnet werden, als verweichlichend und bedeutungslos (ebd.).

An diesen beiden Verarbeitungsmustern wird zunächst deutlich, dass es sich um Geschlechtsrollenkliches handelt, die dichotom einander gegenüberstehen und mit denen der Versuch unternommen wird, die sozialen Unsicherheiten und Ängste, die mit atypischen Beschäftigungsverhältnissen verbunden sind, subjektiv zu verarbeiten. Interessanter ist in diesem Zusammenhang jedoch, woran sich die jeweiligen Geschlechtsrollenkliches festmachen. Im Falle der Verkäuferinnen ist es die Haus- und Familienarbeit, die als eine sinnstiftende Tätigkeit wahrgenommen, aber aufgrund der notwendigen Teilzeitbeschäftigung nur bedingt ausgeübt werden kann. Diese Frauen beklagen weder die Tatsache, dass sie einer Erwerbsarbeit nachgehen, noch dass sie neben dieser Tätigkeit ihre Rolle als Hausfrau und Mutter nachkommen müssen. Beklagt wird hin-

gegen die Arbeitsorganisation, die ständige Flexibilität und Verfügbarkeit für den Job, was die Vereinbarkeit von Beruf und Familie maßgeblich erschwert. Bezugspunkt dieses vergeschlechtlichten Verarbeitungsmusters sind demnach die eigene Familie und die dortigen Tätigkeiten als Hausfrau und Mutter.

Bei den männlichen Beschäftigten findet sich hingegen ein anderer konstitutiver Zusammenhang, über den Männlichkeit hergestellt wird. »Zwangsfeminisierung« und »Frauenarbeit« verweisen auf Differenzsetzungen, die Männlichkeit und Weiblichkeit klar unterscheiden. Männlich ist demnach in erster Linie nicht weiblich. Dabei handelt es sich jedoch nicht nur um eine bloße Gegenüberstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit, sondern um eine Hierarchisierung der Geschlechterdifferenz, in der das Männliche dem Weiblichen als höherwertig gegenübergestellt wird. Die Formulierung »Zwangsfeminisierung« zielt damit nicht einfach nur auf eine Differenzierung zwischen männlichen und weiblichen beruflichen Tätigkeitsfeldern, sondern auf eine Abwertung von Weiblichkeit, die mit diesen Tätigkeiten assoziiert wird. Prekäre Beschäftigung wird als ein Krisenszenario beschrieben, das verweichlicht und damit die männliche Integrität bedroht. Hierbei ist vor allem interessant, dass die männlichen Leiharbeiter anders als die Verkäuferinnen, die prekäre Beschäftigung, die tatsächlich mit sozialer Unsicherheit und drohender Exklusion zusammenhängt, als Bedrohung ihrer Männlichkeit wahrnehmen. Dem wird eine Männlichkeit gegenübergestellt, die alles daran setzt, solche »Arbeitsverhältnisse tunlichst zu meiden« (Dörre, 2007, S. 297). Der enge Konstitutionszusammenhang von Männlichkeit und Erwerbbarkeit wird hier sehr deutlich, aber ebenso die psychosoziale Funktion männlicher Geschlechtsidentität innerhalb prekärer Beschäftigungsverhältnisse. Das Verarbeitungsmuster der »Zwangsfeminisierung« verweist auf eine narzisstische Kränkung, die über die Aufrichtung einer männlichen Geschlechtsidentität beruhigt werden soll und die mit einer Abwertung und Abwehr des Weiblichen einhergeht.

Männliche Geschlechtsidentität als psychosoziale Strategie der Krisenbewältigung

Eine der wohl größten erkenntnistheoretischen Errungenschaften der Frauen- und Geschlechterforschung ist die ideologiekritische Hinterfragung essenzialistischer und biologistischer Vorstellungen von Zweigeschlechtlichkeit, die sich im Laufe der Moderne entwickelt haben. Diese Konstruktionen – in naturwissenschaftliches Gewand gehüllt – haben eine Selbstverständlichkeit von einer ›natürlichen‹ männlichen und weiblichen Geschlechtsidentität produziert, die nur schwer zu hinterfragen ist (vgl. Honegger, 1991). Es handelt sich bei diesen Geschlechtskonstruktionen um Machtdiskurse, durch die sich ein asymmetrisches Geschlechterverhältnis herausgebildet hat, das Männern eine dominierende Stellung gegenüber Frauen garantiert. Männer gelten aufgrund ihrer natürlichen (physiologischen und psychischen) Beschaffenheit den Frauen als überlegen. Mit der ideologiekritischen und dekonstruktivistischen Hinterfragung dieser biologisch begründeten Differenz der Geschlechter trat das soziale Geschlecht (gender) zunehmend in den Vordergrund. Das Geschlechterverhältnis wurde damit seiner biologistischen Begründung entkleidet und auch Männlichkeit und Weiblichkeit in den Zusammenhang einer herrschaftsförmigen symbolischen Ordnung gestellt, in der die Bedeutung von männlich und weiblich diskursiv produziert und reproduziert wird (vgl. Butler, 1991).

In den gegenwärtigen Diskursen zu den Themen Männlichkeit und Erwerbsarbeit, neue Väterlichkeit oder Männergesundheit spielen diese dekonstruktivistischen und ideologiekritischen Ansätze allerdings kaum eine Rolle. Ganz im Gegenteil zielen diese Diskurse auf eine Stabilisierung dichotomer Geschlechterverhältnisse, in denen Männlichkeit eine essenzialistische Bedeutung zugeschrieben und unmissverständlich vom Weiblichen unterschieden wird. So heißt es z. B. bezogen auf die derzeit viel diskutierte ›Männergesundheitsförderung‹ bei Allan Guggenbühl:

Der Schlüssel zu einer sinnvollen Gesundheitsprävention liegt im Studium der Psychologie des Mannes. Maßnahmen sind nur effektiv, wenn sie auf *die Persönlichkeit des Mannes* abgestimmt sind.

Weder der moralische Zeigefinger, noch Appelle sind wirkungsvoll, wenn wir nicht die Bedürfnisse und *die mentale Wirklichkeit des Mannes* kennen (2004, S. 53 – kursiv MR).

Und auch der Kampf gehört nach Guggenbühl zur natürlichen »Bubenwelt« (ebd., S. 56), denn: »Dank der körperlichen Auseinandersetzung spürt man den anderen« (ebd.). Kampf, Wettbewerb und Konkurrenz gelten hier als nicht weiter zu hinterfragende Wesenheiten des Mannes. Ein Verbot soll wiederum traumatisierende Folgen haben (vgl., ebd.). Auch bezogen auf Erwerbsarbeit gibt es Guggenbühl zufolge gravierende Unterschiede zwischen Frauen und Männern. So erklärt er, dass Leistung bei Männern im Gegensatz zu Frauen eine besondere Bedeutung hat, weil Männer »unter dem Drang [stehen,] eine Aufgabe zu finden, von der sie ihre Daseinsberechtigung ableiten können. Sie können nicht einfach sein, sondern müssen sich ihren Platz auf der Erde erkämpfen« (ebd., S. 58). Weil der Leistungsdrang und der Kampf nicht nur auf die Erziehung zurückgeführt werden könne, sondern »genuin aufgrund ihrer Anlagen« (ebd.) vorhanden seien, habe Erwerbsarbeit für Männer eine identitätsstiftende Bedeutung.

»Der Beruf wird Teil ihrer persönlichen Identität« (ebd.).

Männliche Geschlechtsidentität wird damit zu einer natürlichen Wesenheit, die existenziell mit Erwerbsarbeit, Konkurrenz, Leistung, Wettbewerb und Kampf verknüpft ist.

Edgar Forster spricht in diesem Zusammenhang von einer *männlichen Resouveränisierung* (2006), die insbesondere in den Debatten um die »Krise männlicher Identität« (ebd., S. 200) bzw. der sog. »Krise der Männlichkeit« zum Ausdruck komme. Sie bezeichnet eine Strategie, durch die heterogene und kontingente Erfahrungen verkürzt in der Konstruktion der »Krise der Männlichkeit« zusammengefasst werden (vgl. ebd.). Hierdurch wird eine »Wahrheit des männlichen Geschlechts« (ebd., S. 18) produziert, die verschleiert, dass Männlichkeit als soziale Konstruktion »über Inklusions- und Exklusionsmechanismen gewaltsam hegestellt wird« (ebd.). Forster zufolge ist männliche Identität eine Ideo-

logie bzw. eine »falsche Repräsentation« (ebd.), weil ihr die Illusion einer »wahren Männlichkeit« zugrunde liegt.

Auch aus psychoanalytisch-sozialpsychologischer Perspektive ist es fragwürdig von der Ausbildung einer männlichen Geschlechtsidentität zu sprechen. So fragt der Psychoanalytiker Wolfgang Mertens, inwiefern überhaupt von einer Geschlechtsidentität ausgegangen werden kann. Doch obwohl Mertens unterschiedlichste Gründe anführt, weshalb hier gerade nicht von Identität gesprochen werden kann, hält er dennoch am Begriff Geschlechtsidentität fest, um die psychosoziale Konstitution von Männlichkeit zu erklären. Geschlechtsidentität bezeichnet bei Mertens ein Ideal, welches der Junge bzw. der Mann niemals erreichen kann, bei dem es sich aber dennoch nicht um eine bloße Fiktion handeln soll. So heißt es bei ihm:

Geschlechtsidentität [...] bemisst sich vor allem an der Übereinstimmung des eigenen Selbstverständnisses mit dem freilich nur als Utopie begreifbaren Ideal eines ganzheitlichen Menschen (Mertens, 1998, S. 41).

Mertens wendet sich damit gegen eine Position innerhalb der Psychoanalyse, der zufolge die Mannwerdung mit einer notwendigen Ent-Identifizierung mit dem Mütterlichen bzw. Weiblichen zusammenhängen soll (vgl. ebd., S. 46). Dagegen entwirft er ein Konzept, nach dem gerade die Gefühlsbindungen zwischen Mutter und Kind, die sich in der primären Sozialisation herstellen, für die Mannwerdung von großer Bedeutung sind (vgl. ebd., S. 47). Damit unternimmt er den Versuch, eine Seite der Männlichkeitsentwicklung hervorzuheben, bei der nicht die Abgrenzung zum Mütterlich-Weiblichen sowie deren Abwehr im Vordergrund stehen, sondern die frühkindlichen Bindungen zur Mutter. Dass es sich hierbei um eine psychosoziale Konstruktion von Männlichkeit handelt, die sich nur schwer mit den gegenwärtigen Männlichkeitsentwürfen deckt, zeigt Mertens am Ende seines Aufsatzes:

Ich hoffe, mit meinen skizzenhaften Ausführungen ein wenig deutlich gemacht zu haben, dass man als Psychoanalytiker nicht da-

rauf hoffen darf, so etwas wie Identität vorzufinden. Die Ubiquität von Konflikten, der Fluss des Lebendigen, die Abwehrfunktionen aller allzu festgefügtten Definitionen, das immer in Bewegung befindliche unbewusste Netzwerk unserer Tribschicksale und Identifizierungen lassen eine wie immer geartete Kohärenz und Gleichförmigkeit als Illusion erscheinen (Mertens, 1998, S. 54f.).

Folgt man den Darlegungen, so handelt es sich bei der Konstitution von Männlichkeit um eine äußerst fragile Konstruktion, die bestimmt ist »von immenser Angst, unverarbeiteter Trauer und Enttäuschung« (ebd., S. 51). Diese drei Wesensbestimmungen männlicher Geschlechtlichkeit beziehen sich auf dichotome Grenzziehungen zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit und einer mit dieser stereotypen Verarbeitung des Geschlechterunterschieds zusammenhängenden Abwehr des Weiblichen, bei denen es sich Mertens zufolge um jene frühkindlichen Identifizierungen mit der Mutter handelt, die in Folge der Ent-Identifizierung als scheinbar unumgänglicher Weg zur Mannwerdung aufgegeben werden müssen (vgl. ebd.). Ein wesentliches Charakteristikum männlicher Geschlechtsidentität ist damit eine grundlegende Abgrenzung und Abwertung von Weiblichkeit sowie einer Abwehr des Weiblichen (vgl. auch Pohl, 2004). Die Abwehr des Weiblichen bezeichnet eine psychische Abwehrformation, durch die sämtliche Affekte, Emotionen, Begierden und Wünsche, die sich nicht in die psychosoziale Konstruktion von Männlichkeit unterbringen lassen, auf das Weibliche projiziert werden. Dabei handelt es sich um die mit dem weiblichen Geschlecht »assozierten eigenen, angstauslösenden Anteile von Schwäche, Minderwertigkeit, Emotionalität und Mitleidsfähigkeit« (Pohl, 2003, S. 39), die abgespalten und projiziert werden, weil sie die männliche Integrität bedrohen.

Sowohl das vergeschlechtlichte Verarbeitungsmuster der »Zwangsfeminisierung« (Dörre, 2007), demgegenüber eine männliche Geschlechtsidentität aufgerichtet wird, als auch die Reproduktion stereotyper Männlichkeitsbilder in der Männergesundheitsförderung können als eine psychosoziale Strategie verstanden werden, mit deren Hilfe der Versuch unternommen wird die individualisierten Erfahrungen des Scheitern, die

mit sozialen Statusverlusten, Minderwertigkeitsgefühlen und sozialen und psychischen Ängsten einhergehen, zu verarbeiten. Hierbei handelt es sich jedoch um eine »projektive Verschiebung« (Pohl, 2010, S. 13) sozialer Konfliktverhältnisse, die sich aus den postfordistischen Wandlungsprozessen ergeben.

Doch an die Stelle einer kritischen Auseinandersetzung mit der identitätsstiftenden, für die Konstitution der hegemonialen Männlichkeit und damit zugleich der Reproduktion männlicher Hegemonie elementaren Funktion einer dauerhaften Erwerbsarbeit sowie mit den ihr zugrundeliegenden Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen innerhalb eines nach wie vor hierarchischen Arrangements der Geschlechter ist ein verschobener Krisendiskurs getreten (ebd., S. 12).

Die sich verschärfenden sozialen Ungleichheitsverhältnisse und sozialen Unsicherheiten, die mit einer drohenden Exklusion aus den sozialen Verhältnissen einhergehen, werden nicht auf die Ausbreitung neoliberalen Wettbewerbs sowie auf die beschädigenden Folgen der postfordistischen Produktionsprozesse bezogen. Die gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse geraten damit reflexiv und diskursiv aus dem Blickfeld. Sie werden nicht kritisch hinterfragt, sondern gegen Frauen und Weiblichkeit gerichtet. Männliche Identitätsbildung wird so zu einer psychosozialen Krisenbewältigungsstrategie, durch die nicht der gesellschaftliche Widerspruch zwischen Arbeit und Subjektivität in kapitalistischen Arbeitsverhältnissen in den Blick genommen, sondern eine männliche Geschlechtsidentität aufgerichtet wird, durch die die aus diesem Konfliktzusammenhang resultierenden Ohnmachtserlebnisse, Minderwertigkeitsgefühle und sozialen Ängste projektiv auf die Bedrohung durch »das Weibliche« verschoben werden.²

Abschließend kann aus dieser Perspektive der Prognose von Klaus Dörre (vgl. Dörre, 2007, S. 298f.) zugestimmt werden, dass die gegenwärtige marktzentrierte Produktionsweise, die einerseits neue Formen arbeitsbedingter psychosozialer Leiden hervorbringt und andererseits Prekarisierungstendenzen befördert, die Ohnmacht und Ängste vor sozialem

Ausschluss erzeugen, eine Reproduktion und Stabilisierung androzentristischer und misogyner Geschlechtsidentitätswürfe zur Folge hat, die zu einer Verschärfung des Geschlechterverhältnisses beitragen.

► Anmerkungen

- 1 Darüber hinaus verweist Freud mit seiner Theorie der Sublimierung auf die befriedigende Wirkung kultureller Leistungen (Freud, 2000b, S. 227), worauf hier jedoch nicht weiter eingegangen werden soll, weil es sich dabei weniger um betriebliche Erwerbsarbeit handelt, sondern eher um künstlerische und intellektuelle Betätigungen.
- 2 Neben den frauenfeindlichen verdichten sich in dieser androzentristischen Identitätskonstruktion oftmals rechtsextreme und fremdenfeindliche Einstellungen (vgl. Dörre, 2004). Hier wäre eine intersektionelle Analyse aufschlussreich, die den Zusammenhang von Misogynie, Rassismus und Männlichkeit aus der Perspektive einer psychoanalytisch-sozialpsychologischen Arbeitsforschung in den Blick nimmt.

► Literatur

Adorno, Theodor W. (2003). Die revidierte Psychoanalyse. In ders., *Soziologische Schriften I*. (Gesammelte Schriften, Bd. 8) (S. 20-41). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Aulenbacher, Brigitte (2007). Vom fordistischen Wohlfahrts- zum neoliberalen Wettbewerbsstaat: Bewegungen im gesellschaftlichen Gefüge und in den Verhältnissen von Klasse, Geschlecht und Ethnie. In Cornelia Klinger & Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.), *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität* (S. 42-55). Frankfurt am Main/New York: Campus.

Aulenbacher, Brigitte (2009). Die soziale Frage neu gestellt – Gesellschaftsanalysen der Prekarisierungs- und Geschlechterforschung. In Robert Castel & Klaus Dörre (Hrsg.), *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts* (S. 65-77). Frankfurt am Main/New York: Campus.

Aulenbacher, Brigitte & Riegraf, Birgit (2009). Markteffizienz und Ungleichheit – Zwei Seiten einer Medaille? Klasse/Schicht, Geschlecht und Ethnie im Übergang zur postfordistischen Arbeitsgesellschaft. In Brigitte Aulenbacher & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung* (S. 230-248). Münster: Westfälisches Dampfboot.

- Becker-Schmidt, Regina (2007). Geschlechter- und Arbeitsverhältnisse in Bewegung. In Brigitte Aulenbacher, Maria Funda, Heike Jacobsen & Susanne Völker (Hrsg.), *Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog* (S. 250-268). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bourdieu, Pierre (1997). Die Männliche Herrschaft. In Irene Dölling & Beate Kraus (Hrsg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechtskonstruktion in der sozialen Praxis* (S. 153-217). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brede, Karola (1986). *Individuum und Arbeit. Ebenen ihrer Vergesellschaftung*. Frankfurt am Main: Campus.
- Brede, Karola (1995). *Wagnisse der Anpassung im Arbeitsalltag. Ich, Selbst und soziale Handlung in Fallstudien*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Brede, Karola (2005). »Leistung aus Leidenschaft«. Untersuchung einer Paradoxie. In Arbeitsgruppe SubArO (Hrsg.), *Ökonomie der Subjektivität – Subjektivität der Ökonomie* (S. 227-251). Berlin: Edition Sigma.
- Bröckling, Ulrich (2007). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Claussen, Detlev (1995). Konformistische Identität. Zur Rolle der Sozialpsychologie in der Kritischen Theorie. In Gerhard Schweppenhäuser (Hrsg.), *Soziologie im Spätkapitalismus. Zur Gesellschaftstheorie Theodor W. Adornos* (S. 27-40). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Connell, Raewyn (Connell, Robert W.) (2000). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dörre, Klaus (2004). Rechte Orientierungen unter Lohnabhängigen. Ursachen, Auswirkungen, Gegenstrategien. In Joachim Beerhorst, Alex Demirović & Michael Guggemos (Hrsg.), *Kritische Theorie im gesellschaftlichen Strukturwandel* (S. 289-317). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dörre, Klaus (2007). Prekarität – eine arbeitspolitische Herausforderung. Subjektive Verarbeitung, soziale Folgen und politische Konsequenzen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse. In Klaus Pape & Andreas Aust (Hrsg.), *Arbeit ohne Netz. Prekäre Arbeit und ihre Auswirkungen* (S. 13-34). Hannover: Offizin.
- Dörre, Klaus (2007). Prekarisierung und Geschlecht. Ein Versuch über unsichere Beschäftigung und männliche Herrschaft in nachfordristischen Arbeitsgesellschaften. In Brigitte Aulenbacher, Maria Funda, Heike Jacobsen & Susanne Völker (Hrsg.), *Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog* (S. 285-301). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

- Forster, Edgar J. (2006). Männliche Resouveränisierungen. *Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung*, 24 (2), 193-207.
- Forster, Edgar J. (2007). Gewalt ist Männersache. In Erich Lehner & Christa Schnabl (Hrsg.), *Gewalt und Männlichkeit* (S. 13-26). Wien: Lit.
- Freud, Sigmund (2000a). Die Zukunft einer Illusion. In ders., *Studienausgabe, Bd. IX* (S. 135-189). Frankfurt am Main: Fischer.
- Freud, Sigmund (2000b). Das Unbehagen in der Kultur. In ders., *Studienausgabe, Bd. IX* (S. 191-270). Frankfurt am Main: Fischer.
- Freud, Sigmund (2000c). Neue Folge der Vorlesung zur Einführung in die Psychoanalyse. In ders., *Studienausgabe, Bd. I* (S. 449-608). Frankfurt am Main: Fischer.
- Guggenbühl, Allan (2004). *Männergeseundheit aus psychologischer Sicht*. Online-Publikation: http://www.bmask.gv.at/cms/site/attachments/2/2/0/CH2203/CMS1218534759255/psych_u_eth_aspekte.pdf (Stand: 04.08.2012).
- Haubl, Rolf (2006). Be cool! Über die postmoderne Angst, persönlich zu versagen. In Hans-Joachim Busch (Hrsg.), *Spuren des Subjekts. Positionen psychoanalytischer Sozialpsychologie* (S. 111-133). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Haubl, Rolf (2008). Die Angst, persönlich zu versagen oder sogar nutzlos zu sein. Leistungsethos und Biopolitik. *Forum der Psychoanalyse*, 24 (4), 317-329.
- Hobsbawm, Eric (2007). *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. München: dtv.
- Honegger, Claudia (1991). *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750-1850*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Kocyba, Hermann (2004). Aktivierung. In Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann & Thomas Lemke (Hrsg.), *Glossar der Gegenwart* (S. 17-22). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Leithäuser, Thomas & Volmerg, Birgit (1988). *Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung am Beispiel einer Sozialpsychologie der Arbeit*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lengersdorf, Diana & Meuser, Michael (2010). Wandel von Arbeit – Wandel von Männlichkeiten. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 35 (2), 89-103.
- Lorenzer, Alfred (1972). *Zur Begründung einer materialistischen Sozialisations-theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Meuser, Michael & Scholz, Sylka (2012). Herausgeforderte Männlichkeit. Männlichkeitskonstruktionen im Wandel von Erwerbsarbeit und Familie. In Meike Sophia Baade, Johannes Bilstein & Toni Tholen (Hrsg.), *Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies* (S. 23-40). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Negt, Oskar (2001). *Arbeit und menschliche Würde*. Göttingen: Steidl.
- Parin, Paul (1983). *Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopsychanalytische Studien*. Frankfurt am Main: Syndikat.
- Peters, Klaus & Sauer, Dieter (2005). Indirekte Steuerung – eine neue Herrschaftsform. Zur revolutionären Qualität des gegenwärtigen Umbruchs. In Hilde Wagner (Hrsg.), »Rentier' ich mich noch?«. *Neue Steuerungskonzepte im Betrieb* (S. 23-56). Hamburg: VSA.
- Pohl, Rolf (2003). »(...) vom Liebhaber zum Lustmörder«. Die Legierung von Sexualität und Aggression in der männlichen Geschlechtsidentität. In Sylvia von Arx, Sabine Gisin, Ita Grosz-Ganzoni, Monika Leuzinger & Andreas Sidler (Hrsg.), *Koordinaten der Männlichkeit. Orientierungsversuche* (S. 15-47). Tübingen: Diskord.
- Pohl, Rolf (2004). *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen*. Hannover: Offizin.
- Pohl, Rolf (2010). *Männer – das benachteiligte Geschlecht? Weiblichkeitsabwehr und Antifeminismus im Diskurs über die Krise der Männlichkeit*. Online-Publikation: <http://www.agpolpsy.de/wp-content/uploads/2010/06/pohl-krise-der-mannlichkeit-vorabdruck-2010.pdf> (Stand: 04.08.2012).
- Volmerg, Birgit (1988). Der Arbeitsbegriff in der psychoanalytischen Sozialpsychologie. In Helmut König (Hrsg.), *Politische Psychologie heute* (S. 73-93). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Volmerg, Birgit, Senghaas-Knobloch, Eva & Leithäuser, Thomas (1986). *Betriebliche Lebenswelt. Eine Sozialpsychologie industrieller Arbeitsverhältnisse*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Volmerg, Ute (1978). *Identität und Arbeitserfahrung. Eine theoretische Konzeption zu einer Sozialpsychologie der Arbeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Voswinkel, Stephan (2002). Bewunderung ohne Würdigung? Paradoxien der Anerkennung doppelt subjektivierter Arbeit. In Axel Honneth (Hrsg.), *Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus* (S. 65-92). Frankfurt am Main: Campus.
- Voswinkel, Stephan & Kocyba, Hermann (2005). Entgrenzung der Arbeit. Von der Entpersönlichkeit zum permanenten Selbstmanagement. *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung*, 2 (2), 73-83.

Wagner, Gabriele (2008). Vom Verstummen der Sozialkritik. In Philipp Hesse & dies. (Hrsg.), *Ein neuer Geist des Kapitalismus? Paradoxien und Ambivalenzen der Netzwerkökonomie* (S. 311-338). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Wolf, Harald (2004). Arbeit, Autonomie, Kritik. In Joachim Beerhorst, Alex Demirović & Michael Guggemos (Hrsg.), *Kritische Theorie im gesellschaftlichen Strukturwandel* (S. 227-242). Frankfurt am Main: Suhrkamp.